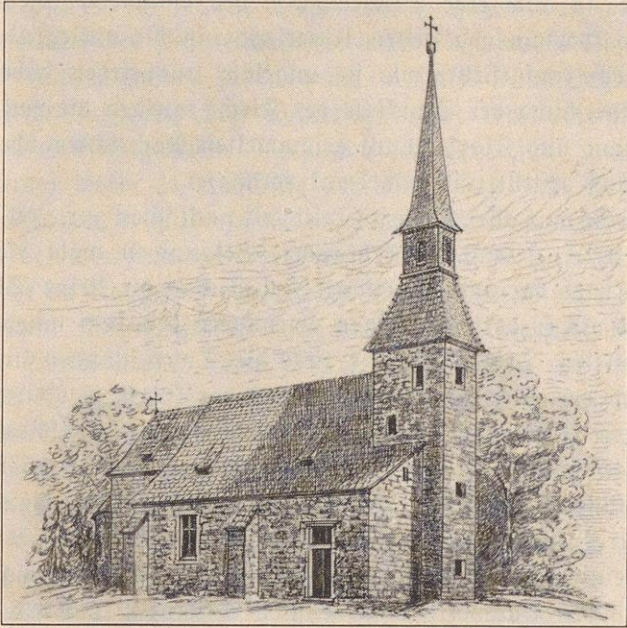




Ehemalige Kirche in Lucienförde

Geheimrat Herzig

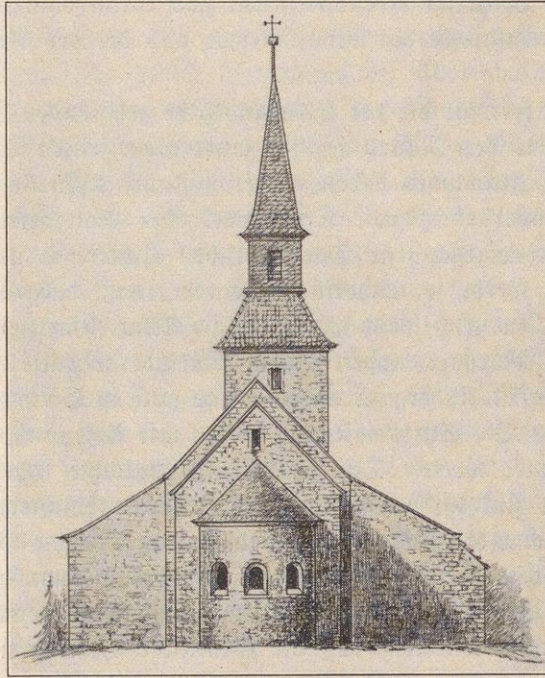
Auf der Anhöhe an der von Hildesheim nach Dichtersum führenden Straße, bei dem von den „Vier Linden“ umgebenen „großen Kreuz“, wo jetzt der Friedhof der Domgemeinde liegt, erhob sich bis zum Jahre 1830 ein altes Kirchlein, die dem hl. Stephanus geweihte Pfarrkirche für den Weiler Lucienförde (Lutzsknewurde) und das untergegangene Dorf Lottingessen (bei der Bennoburg in der Nähe des Trilllegutes); zugleich diente sie auch als Pfarrkirche für das Dorf Dichtersum, in dem sich nur eine Kapelle befand, an deren Stelle im Jahre 1858 die jetzige Kirche erbaut wurde. Von dem alten Kirchlein ist keine Spur mehr vorhanden, im Lesezimmer der Beverinischen Bibliothek hängt noch ein kleines Oelbild von unbekannter Hand gemalt, das die kleine Kirche zu Lucienförde darstellt. Es ist gerade kein Meisterwerk, die Zeichnung weist manche Fehler in der perspektivischen Darstellung auf, doch ist es für uns wertvoll, denn es ist das einzige Bild,

das von der alten Kirche Zeugnis gibt. In den Akten des Bischöflichen Generalvikariats befindet sich noch eine Grundrißzeichnung der 1830 abgebrochenen Kirche, die für die Vergebung der Abbrucharbeiten angefertigt wurde, dabei ist auch eine Beschreibung des Bauwerkes gegeben. Nach diesen etwas spärlich gehaltenen Unterlagen ist die anliegende Zeichnung von der Kirche aufgestellt, wie sie ungefähr ausgesehen haben kann. — Für die Besprechung der Schicksale der Kirche wurden die von den Herren Lehrern Blume und Kloppenburg gesammelten Nachrichten über die Kirche zur Verfügung gestellt und mit Dank verwertet.

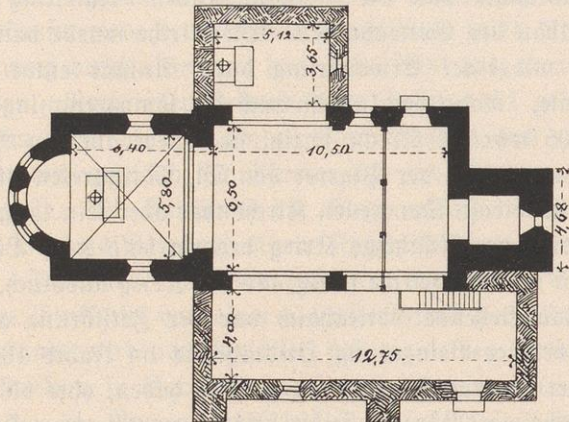
Die Kirche war aller Wahrscheinlichkeit nach schon zur Zeit des Bischofs Godehard (1022—1038) im Gebrauch. Bekannt ist wohl die Sage, daß Bischof Godehard vor aufrührerischen Rebellen in die kleine Stephanskirche flüchtete und als er dort von seinen Verfolgern bedrängt wurde, die in der Kirche bestatteten Toten zu Hilfe rief; die Toten standen auf aus ihren Gräbern und verjagten die Aufrührer aus der Kirche, wodurch der heilige Godehard gerettet wurde. — Die erste urkundliche Erwähnung der alten, dem hl. Stephanus geweihten Kirche, datiert vom 8. Oktober 1113, danach verzichtet ein gewisser Berthold auf seine Hofstelle von 35 Morgen Land, die der Bischof Udo dann der Kirche des hl. Stephan übereignete. Es wird eine kleine, einschiffige Kirche gewesen sein, deren Form nach dem vor dem Abbruch des Bauwerks angefertigten Grundriß und der Baubeschreibung sich noch herstellen läßt. In dieser, an die kleinen schlichten Kirchen der romanischen Kunstperiode erinnernden Ausbildung wird die Kirche bis zu ihrer Erweiterung durch einen um das Jahr 1600 vorgenommenen Umbau bestanden haben. Nach einer Urkunde vom Jahre 1151 gehörte die Kirche zu dem auf dem Moritzberge liegenden Mauritiusstift, das auch einen Pfarrer bestellte, er war zugleich der Pfarrer von der bei dem Stift belegenen Margaretenkapelle. Die Einkünfte der Stephanskirche waren nach der Bestimmung des Bischofs Bernhard einem Kanonikus des Moritzberger Stifts zugesprochen. Im Jahre 1195 vermachte der Kanonikus Gerlach der Stephanskirche die Einkünfte von einer Hausstelle und von Ländereien, in der Schenkungsurkunde wird noch berichtet, daß die beiden Ortschaften Lottingessen und Ochtersum in Lucienförde eingepfarrt seien; für die Benutzung der Kirche hatten die Bauern jährlich 4 Schillinge aufzubringen. Der mit der Wahrnehmung der Pfarrei beauftragte Kanonikus hatte bei der Kirche keine Wohnung, sondern im Stift zu Moritzberg. Da man die Kirche nicht ohne Aufsicht lassen wollte — der Weiler Lucienförde scheint von seinen Bewohnern verlassen zu sein — wurde eine Klausnerin als Hüterin der

Kirche bestellt. Derartige Klausnerinnen gab es zu damaliger Zeit noch bei der Katharinenkapelle vor dem Ostertor und bei der Nikolaikirche vor dem Dammtor.

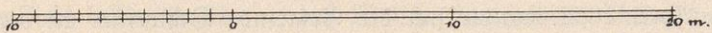
Der als Pfarrer für die zur Stephanskirche gehörenden Gemeinden angestellte Kanonikus des Mauritiusstiftes wird wohl seinen Dienst nicht sehr gewissenhaft wahrgenommen haben, denn im Jahre 1583 klagten die Altarmänner (Kirchenvorsteher) von Ochtersum: Der Gottesdienst zu Luschemörde (wie das eingegangene Dorf zwischen Ochtersum und Hildesheim genannt wurde) werde so nachlässig verrichtet, daß das Gesinde in die lutherischen Kirchen in Hildesheim laufe; die kleine Pfarrstelle war schlecht dotiert, und der Margaretenpfarrer vom Moritzberge hatte außerdem noch die Pfarrkirche in Moritzberg zu versehen und auch in Himmelsthür Gottesdienst zu halten. Die Stiftsregierung drohte mit Absetzung, wenn er nicht besser seines Amtes walte. Der Pfarrer entschuldigte sich mit Krankheit und versprach in Zukunft den Gottesdienst besser wahrzunehmen. Mittlerweile war die kleine Kirche recht verfallen, so daß sie ohne Gefahr für Leib und Leben nicht mehr zum Gottesdienst benutzt werden konnte und die Ochtersumer zu dem Gottesdienste auf dem Moritzberg verwiesen wurden. Die Kirche war so verfallen, daß die Gemeinde Ochtersum sie „vollends herunter- und abnehmen mußte“, was mit anderen Worten so viel heißt als abbrechen. Die Einnahme bestand nur in 12 Gulden Gartenzins, die Gemeinde erbat daher von der fürstbischöflichen Regierung eine Beihilfe zum Wiederaufbau des Gotteshauses. Die Kirche wurde dann wieder aufgebaut, jedoch mit einer Erweiterung durch Anlage eines Seitenschiffes auf der Südseite, wahrscheinlich ist auch die Emporenanlage hinzugefügt. Im Jahre 1605 war die Kirche fertig, sie wurde auf den Namen des hl. Peregrinus neu geweiht, der Pfarrer von St. Margareten übernahm dann wieder den Gottesdienst. Der neuen Kirche war aber kein langes ungestörtes Dasein beschieden, der 30jährige Krieg begann bald nach Beendigung des Neubaus; kaum war die Kirche fertig, als der Krieg ausbrach, und das einsam vor der Stadt stehende Gotteshaus war der Zerstörung ausgesetzt. Ob die Schweden bei der Belagerung Hildesheims im Jahre 1634 das Kirchlein mit samt der inneren Einrichtung zerstört haben, oder ob dies vielleicht von den Hildesheimer Bürgern selbst besorgt worden war, steht dahin, anscheinend wird es sich bei der Erneuerung um eine Wiederherstellung der Dächer, der Balkenlage und der inneren Ausstattung gehandelt haben. Unterm 20. April 1652 wandte sich die Gemeinde Ochtersum an den Fürstbischof Max Heinrich und bat um eine Beihilfe zur Wiederherstellung der



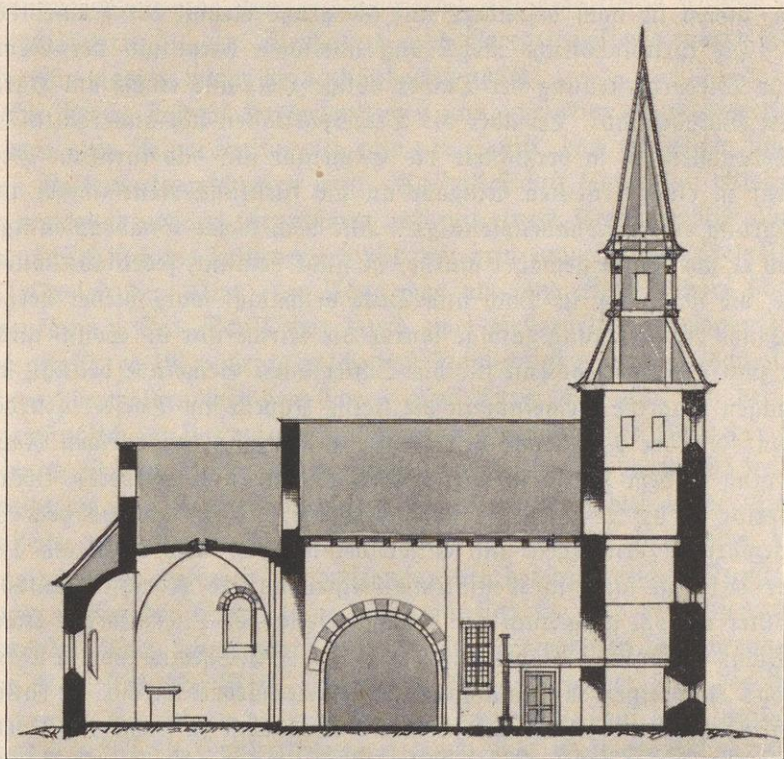
1. Ostseite



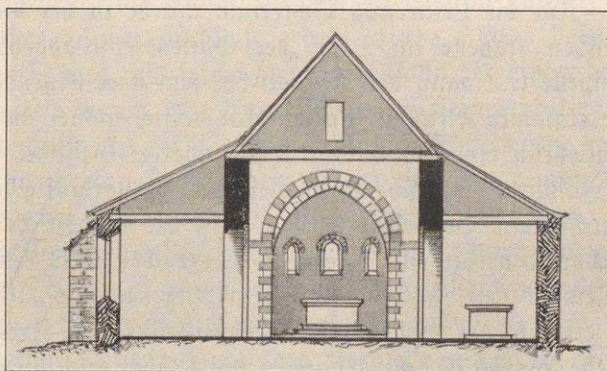
2. Grundriß



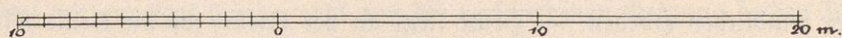
Maßstab für 1 und 2



3. Längenschnitt



4. Querschnitt



Maßstab für 3 und 4

Kirche, indem sie noch besonders auf die große Armut der Gemeinde hinwies. Die fürstbischöfliche Regierung überwies daraufhin der Gemeinde das zur Wiederherstellung der Dächer nötige Holz aus einem am Harze gelegenen Waldbestand. Da aber die Transportkosten sich unverhältnismäßig hoch herausstellten, so verzichtete die Gemeinde auf das fürstliche Geschenk und bat in einer erneuten Eingabe an die fürstliche Rentkammer um die Gewährung eines „Gnadenpfennigs“. Wie hoch dieser Gnadenpfennig war, und ob er überhaupt gewährt wurde, ist nicht bekannt, jedenfalls wurde die Kirche, die wohl nur in Dach und Decke beschädigt war, wieder hergestellt.

Einer Aufzeichnung zufolge wurde die Kirche nur an Sonn- und Festtagen zum Pfarrgottesdienst für die Döhtersumer Gemeinde benutzt, an den Werktagen ging die Gemeinde in die kleine Kapelle im Dorfe. In der unruhigen Zeit der Napoleonischen Kriege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ging es dem Kirchlein wieder recht schlecht, unter anderen Beraubungen verlor sie die 2½ Zentner schwere Glocke, die einfach aus dem Schallloch geworfen, zer schlagen und entwendet wurde. Als dann am 17. Dezember 1810 die königlich westfälische Regierung das Morizstift aufhob und die Güter einzog, ging auch der geringe Besitz der Lucienförder Kirche an den Staat verloren. Bisher hatte einer der Stifftsherren von St. Mauritius das Amt eines Archidiaconus der Lucienförder Kirche, er hatte auch den Geistlichen zu besolden und für den Gottesdienst zu sorgen; mit der Aufhebung des Stiffts durch die westfälische Regierung war auch das Amt des Archidiaconus erloschen, und der Gottesdienst in der kleinen Kirche hörte gänzlich auf. Für die Leute aus Döhtersum wurde in der bis zum Jahre 1858 bestehenden Kapelle im Dorfe der Gottesdienst abgehalten, an die Stelle der Kapelle trat dann der Neubau der jetzt noch stehenden Kirche. — Die kleine vereinsamte Kirche in Lucienförde verfiel immer mehr und mehr, sie wurde schließlich ein Schlupfwinkel für allerlei Gesindel. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, und da vorläufig für die Erhaltung der Kirche kein Bedürfnis vorlag, ließ die bischöfliche Behörde die Kirche auf Abbruch verkaufen. Unterm 16. Dezember 1829 erhielt der Zimmermeister Temme den Zuschlag auf sein Angebot von 460 Taler; im Jahre 1830 erfolgte der Abbruch der Kirchenruine, ein Kreuz bezeichnete dann die Stelle, wo die Kirche gestanden hatte, aber auch diese Erinnerung an die alte Gott geweihte Stätte sollte nicht bestehen bleiben, das Kreuz wurde bereits 1837 zertrümmert, diesmal aber nicht von den Schweden oder feindlichen Horden. — Heute liegt an der Stelle, wo die kleine Kirche stand, der Friedhof für die Domgemeinde, Godehardigemeinde und für die

Ochtersumer Gemeinde, dem Friedhof fehlt sehr eine kleine Kapelle für die Begräbnisfeiern, die alte Stephanus- und Peregrinuskirche würde sich sehr gut hierfür eignen, wenn sie noch erhalten wäre!

Die Kirche stammt im wesentlichen aus zwei Bauzeiten, die erste Anlage war eine kleine Kirche mit einem Schiff, das mit einer sichtbaren flachen Balkendecke geschlossen war. An das Schiff lehnte sich ostwärts der Chor von quadratischer Grundform und mit einem Kreuzgewölbe überdeckt. Daran schloß sich die halbrunde Apsis mit dem kuppelartigen Gewölbe, vor der Apsis lag der Altar; der Chor war um eine Stufe erhöht über dem Kirchenraum. Das Schiff war durch zwei pfeilerartige Vorlagen in zwei Joche geteilt, es ist wahrscheinlich, daß beabsichtigt war, auch das Kirchenschiff zu überwölben wie den Chor. Der Turm war nur von der Kirche aus zugänglich, er stand eigentümlicherweise nicht in der Achse der Kirche, sondern er ist nach Norden zu verschoben; er hatte auch jedenfalls ursprünglich nicht die auf der Zeichnung und dem kleinen Delbild in der Beverina dargestellte vom Umbau des Jahres 1605 herrührende Helmspitze, sondern er trug wohl ein einfaches Zeltdach, wie es in der romanischen Kunstzeit üblich war. Auf der beigegeführten Zeichnung sind die aus der ersten Bauzeit stammenden Teile schwarz angelegt, die aus der zweiten herrührenden vom Jahre 1605 sind schraffiert. Aus dem Jahre 1605, der Zeit der Erneuerung der Kirche, rühren die seitlichen Ausbauten her, auf der Nordseite das die ganze Länge des Mittelschiffes einnehmende Seitenschiff, das sich mit zwei Bogenstellungen nach dem Mittelschiff zu öffnet, und auf der Südseite der kleine kapellenartige Raum, der den Seitenaltar enthielt und durch ein kleines Fenster an der Westseite erhellt wurde. Eine besondere Sakristei war nicht vorhanden, als solche diente jedenfalls der hinter dem Hauptaltar vorhandene freie Raum, wie dies oftmals bei kleineren Kirchen üblich war und heute noch ist. An der Westseite des Mittelschiffes war eine Prieche angelegt, die durch eine Treppe vom Seitenschiff aus zugänglich war. Im Turm hatte eine Glocke von 2½ Ztr. Gewicht (125 Klg.) gehangen, die etwa 60 Zentimeter im Durchmesser große Glocke wird wohl in dem oberen beschieferten Teil der Turmspitze ihren Platz gehabt haben. — Es ist aber auch möglich, daß der südlich gelegene kleine Ausbau noch von der ersten Bauzeit herrührt, und daß auf der Nordseite gleichsam als Pendant ein ähnlicher Ausbau lag, der dann als volles Seitenschiff ausgebaut wurde. Daß das nördliche Seitenschiff eine spätere Zutat ist und nicht beim ersten Bau mit angelegt wurde, geht aus der verschiedenen Neigung beider Dächer hervor.

Auch nach der Vergrößerung vom Jahre 1605 war die Kirche immer noch klein, es waren aber auch immer nur wenige hier eingepfarrt, bei der Nähe der Stadt Hildesheim und der Gewohnheit der Landbevölkerung, an Sonntagen die Stadt aufzusuchen und dort die Bedürfnisse für die ganze Woche einzukaufen und den Gottesdienst in den Stadtkirchen zu besuchen, wurden die geringen Raumabmessungen nicht als drückend empfunden. Die eingepfarrten Seelen scheinen sich immer mehr an andere Kirchen gewöhnt zu haben, das Kirchlein wurde daher als überflüssig befunden und dem Verfall preisgegeben. Sein Abbruch ist aber doch sehr zu bedauern, wenn auch nicht aus anderen Gründen, dann aber, weil das Landschaftsbild durch die Beseitigung der Kirche eine starke Einbuße erlitten hat. Auch die Hildesheimer Bürgerschaft legte sich für die Erhaltung des Kirchleins ins Mittel, jedoch umsonst, die damalige Zeit, die sich auf ihre freisinnige Einstellung etwas zugute tat, hatte für die Erhaltung einer alten Kirche keinen Sinn; es war jene Zeit, wo den Katholiken Hildesheims die Michaeliskirche für ein Billiges angeboten wurde, die aber auf den Erwerb verzichteten, weil sie glaubten, die Kosten für die Instandsetzung, die hauptsächlich aus Dachausbesserungen bestanden, nicht aufbringen zu können.

Zur Geschichte der Kirchenmusik am Dom zu Hildesheim

Rektor Karl Wüstefeld, Duderstadt

Von 1873—1876 habe ich das Schullehrerseminar in Hildesheim besucht. Es war damals noch Internat und gab den Seminaristen Wohnung und volle Beköstigung. Seine Vorgängerin war die Normalschule. Sie wurde 1790 durch den letzten Fürstbischof von Hildesheim, Franz Egon Freiherrn von Fürstenberg (1789—1825), ins Leben gerufen. Als ihr eigentlicher Begründer gilt der um das Schulwesen im Bistum Hildesheim hochverdiente geistliche Präses Franz Xaver Lützen (geb. 1750, gest. 1841). Sie diente der Ausbildung der angehenden bzw. Fortbildung der schon im Amte befindlichen Volksschullehrer der heimischen Diözese.¹

Seminaristen als Choralisten.

Im Jahre 1855 wurde die Normalschule in ein Lehrerseminar umgewandelt. Am letzterem bestand zur Zeit meines Eintritts eine Einrichtung, die wohl in Preußen einzigartig war, nämlich der die Seminaristen verpflichtende Choralistendienst im Dom. Sie stammte aus der letzten Zeit der Normalschule. Diese galt, wie Seminardirektor Poschmann schreibt,² schon immer als königliches Institut, wenn auch Bischof und Domkapitel bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen wurden. So kam auch am 23. Juni 1853 die Vereinbarung zustande, daß die Normalschüler den Choralistendienst im Dom besorgen sollten.

Wie zuerst für die Normalschüler, war dann auch nachher für die Seminaristen der genannte Dienst verpflichtend. Je vier Schüler hatten zum Chorgebet im Dom zu erscheinen. Als dann 1868 der bis dahin zweijährige Seminarkursus in einen dreijährigen umgewandelt wurde, versahen den Chordienst am Montag und Dienstag die